

Einflüsterungen. Versuch über die Provinzialität des Onliners

Thomas Rolf

1.

Seit Erscheinen des ersten Bandes „Asterix der Gallier“ im Jahr 1959 beginnen alle Asterix-Comics bekanntlich mit dieser Einleitung: „Wir befinden uns im Jahre 50 v. Chr. Ganz Gallien ist von den Römern besetzt... Ganz Gallien? Nein. Ein von unbeugsamen Galliern bevölkertes Dorf hört nicht auf, dem Eindringling Widerstand zu leisten. Und das Leben ist nicht leicht für die römischen Legionäre, die als Besatzung in den befestigten Lagern Babaorum, Aquarium, Laudanum und Kleinbonum liegen.“

Das widerständige Dorf, um das es in diesem Essay geht – und dessen Bewohner sich ebenfalls hartnäckig dagegen wehren, dass man ihr Dorf zur Provinz erklärt – ist seit den einschlägigen Arbeiten Marshall McLuhans als „global village“ bekannt. Gemeint ist die Welt des Internets, der jeder angehört, sofern er online oder, pauschalisiert und personalisiert, sofern er Onliner ist.

Die zeitgenössischen Onliner sind, um die Analogie zur Asterix-Serie fortzuführen, den von Goscinny und Uderzo fingierten Galliern nicht unähnlich. Fingiert sind die heutigen Onliner zwar nicht, sondern sie sind wirkliche Menschen aus wirklichem Fleisch und Blut. Aber in Bezug auf ihr Selbstbewusstsein und ihr Selbstverständnis gleichen sie den Comic-Helden durchaus in vielerlei Hinsicht. Wer geradezu mit Herzblut online ist (vgl. dazu: www.herzblut-onliner.de), der fühlt sich mitunter wie von einem Zaubertrank durchströmt: Es gibt für ihn keine Kraft, die seinem Erlebnisdurst Grenzen setzt – also seiner Lust an digitaler Kommunikation, digitaler Information und digitalem Spiel, seiner Freude an virtueller Arbeit und Lebensgestaltung sowie, ganz generell, seiner Faszination am Sehen und Gesehenwerden im weltweiten Netz. Ähnlich wie die eingeschworenen Comic-Gallier sind auch Herzblut-Onliner, trotz ihrer enormen Anzahl, im Internet eigentlich unter sich. Denn auch wenn das Internet, rein informationstechnisch betrachtet, nichts anderes als ein Geflecht algorithmischer Strukturen und Relationen ist, so existiert im Selbstverständnis des Onliners doch dieses besondere Wir-Gefühl. Wir: Das sind eben die, die drin sind im Netz, ‚off‘ (und trendmäßig ‚out‘) sind hingegen die, die sich „in den befestigten Lagern“ außerhalb der Dorfgemeinde aufhalten.

Natürlich muss auch der Onliner gelegentlich das Dorf verlassen: „Asterix als Legionär“ sozusagen! Aber in der Welt da draußen, dort, wo aus ihrer Sicht schon seit geraumer Zeit nicht mehr viel los ist, benehmen sich die Online-Dörfler dann doch häufig so, als seien sie noch immer daheim im Netz. (Man lese etwa das Kapitel „Ein Beitrag zur Debatte“ aus Daniel Kehlmanns Roman „Ruhm“, und man bekommt einen Eindruck davon, wie sich so etwas anhört.) Natürlich sind die Onliner in der Regel freundlich zu den Fremden, denen sie draußen begegnen. Aber so richtig ernst nehmen sie die Anderen, die ‚Offline‘ noch immer für die bessere Lebensart halten, eigentlich nicht. Wenn etwa Obelix, ohne erkennbaren Tief- oder Hintersinn, immer mal wieder sein Unverständnis über die Lebens- und Denkweise der Anderen in Worte fasst – „Die spinnen, die Römer!“ – dann drückt sich darin das enorme Selbstvertrauen der Gallier pointiert aus. Man versteht schlicht und ergreifend nicht, wie man anders leben und denken kann als der geborene Dorfmensch.

Aus Onliner-Perspektive ist das Internet eine Welt für sich. *Eine* Welt? Nein, mehr noch: Es ist *die* Welt, die es eben gibt, und Punkt! Und es gibt keinen äußeren Gegner, der einem das ungehemmte Dorfleben streitig oder madig machen könnte. Heute ist, so die feste Überzeugung des Onliners, alles, was der Fall ist, (im) Internet – was (und wo) sollte es denn sonst sein? Und da alles, was es gibt, auf (das) Internet bezogen, ja geradezu auf (das) Internet zurückführbar ist – die Grenzen der Welt sind eben die Grenzen des kleinen, nur unter der Lupe sichtbaren gallischen Dorfes – gibt es für die Internet-Gallier im Grunde auch gar keine Römer, gar keinen Cäsar und somit auch gar keine römischen oder anderweitigen Provinzen. Zwar tauchen ab und zu (und mit einer letztlich kaum verständlichen Hartnäckigkeit) erobierungswillige Schattengestalten an den Rändern des Dorfes auf; etwa in Form derjenigen Theoretiker, die sich Medienwissenschaftler oder Medienethiker nennen, und die den Geheimnissen der Dorfwelt sowie der mysteriösen Energie der Dorfbewohner auf die Spur zu kommen versuchen. Aber ganz ehrlich: Wer glaubt schon daran, dass diese Belagerungen eine ernsthafte Bedrohung für das kleine Dorf darstellen? Eine Einverleibung der in sich stabilen Dorfgemeinde ins römische Territorium käme dem Ende der Asterix-Serie gleich. Aber dass dies jemals passiert, dass also diese Geschichte jemals ihr Ende findet, daran glaubt doch im Ernst kein Mensch!

2.

Das war es dann auch schon! Will sagen: Dieser Versuch kann bereits an dieser Stelle abgeschlossen werden; und zwar mit der Einsicht, dass der Lauf der großen Dinge wieder einmal über unsere kleinen Geister hinweggeht. Das ist für einige natürlich grausam, wenn nicht gar unmittelbar existenzbedrohlich. Man denke nur an das urbane oder kleinstädtische Geschäftsleben; also konkret etwa an die zahllosen kleinen und größeren Unternehmer, die den Kunden ihre Waren noch immer handgreiflich darbieten und die formale Kauftransaktion mit dem Charme leibhaftiger Kundenberatung verbinden. Es gehört nur wenig Phantasie dazu, sich klarzumachen, dass sich das Gesicht der Städte in den nächsten Jahrzehnten beträchtlich verändern wird. In den bislang noch recht gut gefüllten Passagen und Shoppingmalls wird es vermutlich leerer werden. Die Straßen werden weniger bunt sein, da die naturgemäß grellen Farben und Klänge des Marktes auf die heimischen Bildschirme oder auf die portablen Screens der wenigen noch verbleibenden Passanten abgewandert sein werden. Die Ökonomie wird ihre Wege zu den Menschen auch weiterhin finden, denn auf unmittelbarem zwischenmenschlichen Verkehr war sie ja auch schon in früherer Zeit nur bedingt angewiesen. Die Stadt der Zukunft könnte daher in der Tat zu einem Reservat aus Asphalt, Beton und Glas werden – vielleicht auch zu einem begehren Museum ihrer selbst für ein paar wenige nostalgische Schwärmer oder Aussteiger.

Ganz neu sind derart grundsätzliche kulturhistorische Übergänge natürlich nicht. Was im Zuge der Internet-Revolution geschieht, erscheint uns Heutigen als krasser Einschnitt; aber so haben die Menschen die innovativen Phasen des Geschichtsprozesses, denen sie als Zeitgenossen beiwohnten, wohl stets erlebt. In früheren Epochen der Technikgeschichte hießen die einzuverleibenden Dörflichkeiten Buchdruck, Dampfmaschine, Eisenbahn, Fotografie, Radio, Fernsehen, und ihre Bewohner waren – je nach dem, in welchem dieser Dörfer sie lebten und arbeiteten – Maschinisten, Kopisten, Feuilletonisten oder Intendanten. Heutzutage hört das unbezwingbare Dorf auf den Namen Internet, und es wird vermutlich ebenso hartnäckig fortbestehen (und seine langfristigen Effekte zeitigen) wie die vormaligen Medien und deren Bediener, Betreiber und Benutzer. Vieles spricht jedenfalls dafür, dass die Regionalgeschichte des Internets soeben erst begonnen hat; und was noch kommen wird, kann nur dunkel erahnt oder spekulativ ausgemalt werden. Ahnungen und Spekulationen sind auf jeden Fall Theorie. Praktisch aufhalten kann man die Geschichte in diesem Punkt vermutlich erneut nicht, das sieht der Weltlauf wieder einmal nicht vor.

Was vielleicht auch sein Gutes hat. Denn da man Erfahrungen von gehemmter Geschichtslenkbarkeit inzwischen ja schon häufig in der Gattungsgeschichte hat sammeln können, bietet der aktuelle Siegeszug des Internets Gelegenheit, sich von der Fülle dieser Erfahrungen belehren zu lassen. Der Tenor einer solchen Geschichtsmoral wird im Falle des Internets vorerst wohl nur lauten können: Ruhig bleiben, die Entwicklungen still und sachkundig mitverfolgen, keine Panik aufkommen lassen, kurz: *deflate the debate!* Denn, erinnern wir uns: Da war die Rede vom „Untergang des Abendlandes“ (Oswald Spengler), vom „Untergang der Erde am Geist“ (Theodor Lessing) und überhaupt die unzähligen Klagegesänge darüber, dass der Mensch sich und seine Welt mittels Fortschritt und Technik irgendwann zerstören und abschaffen wird. Wollte man derlei Klagen in einem Liederbuch zusammenfassen, dann sollte diese Kompilation definitiv ein E-Book sein. Denn andernfalls wäre zu erwarten, dass der Regenwald nach Drucklegung dieses Buches definitiv von der Erdkugel verschwunden sein würde. Apropos ‚von der Erdkugel verschwunden‘: Ist die Erde inzwischen am Geist zugrunde- und das Abendland untergegangen? Ist der vielbeschworene ‚Tod des Menschen‘ bereits eingetreten? Ist ‚Weltende‘ (Jakob van Hoddis) schon gewesen? Wer so fragt, der muss die Apokalypse augenscheinlich verpasst haben. Vielleicht ja deshalb, weil er sich zum Todeszeitpunkt von Mensch und Welt im Internet aufgehalten hat.

Vielleicht sollte man sich also nicht länger an der aktuellen Leit-Provinz namens Internet die Zähne ausbeißen und die Akten in diesem Fall lieber schließen. Das spart Papier und Geisteskraft; und es schont die Nerven, die wir für die Lösung der wirklich wichtigen (und auch praktisch besser handhabbaren) Lebensfragen benötigen. Also: Thema beendet, Essay fertig, Datei speichern und schließen, Programm beenden, Abmelden, Computer herunterfahren. Und das Ergebnis: Das globale Dorf wird nie und nimmer von irgendwelchen Römern offiziell besetzt und zur Provinz gemacht werden. Aber wenn wir die Lehre aus der Geschichte ziehen, d. h., wenn wir zwischen Veränderung und Untergang der Kultur zu unterscheiden lernen, ist das kein Drama. Im Gegenteil. Die Geschichte dieses Scheiterns kann nach wie vor munter weitererzählt werden. Und das heißt: Immer wieder neue Provinz-Geschichten, und jede Menge Spaß und Unterhaltung. Was will man mehr!

3.

Einen Moment mal! Nein, nein, von wegen! – Entschuldigung...? Ich wollte gerade den Computer abschalten. Was ist denn noch? – Jetzt bin ich aber echt sauer. Nein, nein, so geht das nicht! Nicht so! Nicht mit mir! – Ich bin jetzt doch überrascht. Wer sind Sie denn? Wenn Sie sich bitte vorstellen würden. Wir kennen uns doch gar nicht! – Also gut, meinetwegen, erst mal der Formalkram, so von wegen Login und Passwort und so. Also, meine Namen sind „stormwind1963“, „profuturoIA“, und dann seit Kurzem auch noch „harbinger007“. Aber meine ganzen Identities tun eigentlich nichts zur Sache. Ich bin echt stinksauer! – Wie jetzt, auf mich? – Ja sicher, auf wen denn sonst? – Ich verstehe nicht..., wieso denn? – Na Sie sind gut: Weil Sie hier gerade den totalen Unsinn gepostet haben! Am Ende wollen Sie damit wohl auch noch an die Öffentlichkeit, oder was? – Naja, veröffentlichen möchte ich den Text schon. Aber er ist ja doch dermaßen dünn, dass ich bezweifle, ob die Redaktion ihn überhaupt als ernsthaften Beitrag zur Diskussion akzeptieren wird. – Ich hoffe mal ganz stark, dass die das nicht tun werden! Das ist nämlich nicht nur dünn, Ihr Geschreibe, sondern auch total dümmlich. Allerunterste Schublade ist das! Soll das etwa Kunst sein? Oder Provokation? Darüber haben Sie wahrscheinlich gar nicht groß nachgedacht, oder? Auf jeden Fall ist dieser ganze Vergleich zwischen Onlinern und Galliern vollkommen idiotisch. – Was meinen Sie? Inwiefern ist der Vergleich idiotisch? – Oh Mann, jetzt mal ehrlich: Merken Sie das denn nicht selbst? Das Internet ein Dorf: Was ist das denn für ein Schwachsinn? Sie haben anscheinend überhaupt noch nicht gecheckt, was das Internet eigentlich ist, was da wirklich

abgeht. Sehen Sie denn nicht, was das Internet mit dem ‚real life‘ macht? Ich wette mit Ihnen, da bleibt bald kein Stein mehr auf dem anderen! Also, entweder sind Sie total naiv, oder bei Ihnen im Kopf stimmt was nicht. Lohnt eigentlich gar nicht, darüber noch ein Wort zu verlieren, ist doch alles ziemlich eindeutig. – Was soll ich sagen..., ich weiß nicht..., also Sie müssen mir schon genauer sagen, was Ihnen an meinem Text nicht passt. Und überhaupt: Woher wissen Sie eigentlich, was ich gerade geschrieben habe? Wir kennen uns doch gar nicht, und ich...ich sehe Sie ja auch gar nicht! Ich meine, das ist doch eigentlich gar nicht möglich, dass Sie hier und jetzt meine Sätze lesen können! – (Stille.) – Hallo...hallo..., sind Sie noch da...?

4.

Traut man dem Sprichwort, welches besagt, dass jeder Vergleich hinkt, dann muss auch die eingangs gewählte Analogie irgendwo ihren wunden Punkt haben. Und tatsächlich ist ihre Schwachstelle derart überdeutlich, dass man sie – wie so oft alles Offensichtliche – leicht übersehen kann. Wir haben uns zu früh gefreut. Ganz so schnell können wir die Internet-Akte doch nicht zuklappen. Denn: Die Eingangsperspektive auf das Thema war eindeutig zu groß dimensioniert. Sie war die Sicht eines Außenstehenden, der vorgibt, aus enormer Entfernung die Verhältnisse überschauen zu können. Wer Dinge distanziert überschaut, vermag im Umfang vieles zu sehen, wird aber im Detail zwangsläufig vieles *übersehen*. Diese Ambivalenz ist der Preis einer Rationalität, die sich, unter Ausblendung der Nuancen, vor allem den allgemeinen Strukturen ihres Gegenstandes zuwendet.

Nur aus Sicht einer Vernunft, die auf das große Ganze schaut, scheint in Sachen Internet bereits alles gesagt zu sein. Wäre da nicht dieses dumpfe Gefühl des Unbehagens, das vom Begriff der *Provinzialität* des Internets ausgeht. Dieses Gefühl regt sich zunächst im Onliner selbst. Denn das Bild von der Provinzlandschaft widerspricht seinem Selbstbild, welches rein gar nichts mit Provinzlerturn gemeinsam hat. Mag schon sein, dass es in Teilen auf diejenigen Computerjunkies zutrifft, die in halbverdunkelten Räumen vor ihren Bildschirmen hocken und von Tageslicht und Frischluft nur noch vage Erinnerungen haben. Aber diese klassischen PC-Stuhnhocker sind längst nicht mehr die typischen Repräsentanten der gegenwärtigen Onliner-Generation.

Denken wir eher, weil es der Lage der Dinge besser entspricht, an die Massen-Onliner in den Passagen der großen Metropolen. Diese machen schon rein äußerlich einen vollkommen undörflichen Eindruck. Sie kommen elegant, smart und geschäftig daher, und an den Stöpseln in ihren Ohren erkennt man – ebenso wie an der Verkabelung um ihren Körper – dass sie voll und ganz ‚on‘ bzw. trendmäßig ‚in‘ sind. Sie leben gerade nicht (wie die sprichwörtlichen *hillbillies*) hinter der Welt oder an ihren Rändern, sondern mitten im Zentrum mehrerer Welten zugleich. Ihr Geist, so scheint es, arbeitet schnell und scharf, und die für sie wesentlichen Körperteile (speziell Finger, Augen, Ohren und Mund) sind hochgradig aktiv, ständig auf Senden und Empfangen eingestellt, immer auf Alarm gefasst, stets wach und wachsam. Sie twittern, chatten, skypen und downloaden, oder sie trennen sich, sofern sie nicht gerade irgendwelche Geschäfte abschließen, von ihren Ehemännern oder -frauen. (Schon reichlich merkwürdig: Man ist line-mäßig ‚On‘ und teilt dem Partner mit, es sei beziehungs-mäßig ‚Aus!‘) Ihr Tun wirkt in der Draufsicht selbst dann noch wie Arbeit, wenn sie gar nicht im strengen Sinne arbeiten. Andererseits ist, so würden sie selbst wohl entgegenen, alles was sie tun, irgendwie eine Form von Arbeit; eben: Net-Working, Beziehungs-Arbeit. Auf jeden Fall scheint es alles in allem sehr anstrengend zu sein, immer direkt dran zu sein an den unzählbar vielen Nabeln der virtuellen Welten.

Legt man den Betrachtungen diesen neuartigen Onliner-Typ zugrunde, dann erscheint die Ausgangsanalogie tatsächlich wie eine Verkehrung der Sachlage. Als ornamentale Einleitung zu einem Essay mag der Vergleich

durchgehen; aber sachlich trägt er nicht, weil er die realen Verhältnisse geradezu auf den Kopf stellt. Zum einen gleicht, so wird uns der Onliner entgegenhalten, das weltweite Netz schon angesichts seiner physischen wie symbolischen Ausdehnung weit eher dem Imperium Romanum als dem verschwindend kleinen gallischen Dorf: Es ist gerade das Internet, welches die gesamte Welt umspannt, und welches den Menschen zudem immer mehr Lebenszeit abverlangt. Wartet ab, so mahnt die Stimme des Onliners: Vielleicht noch zwei drei Dekaden, und dann ist die gesamte Welt, und zwar im Umkehrsinne zur Eingangsanalogie, römisches Gebiet, sprich (im) Internet. Der Lauf der Dinge wird schon zeigen, wie schief die Analogie ist, die aus dem Internet ein nur unter der Lupe sichtbares Provinznest zu machen versucht. Das Gegenteil wird der Fall sein: Die Welt, die wir heute noch als Realität kennen, wird verschwinden, sie wird voll und ganz zu einer Funktion des virtuellen Raumes. Web 2.0 ist erst der Anfang eines Eroberungszuges, dessen Grenzenlosigkeit bislang kaum vorstellbar ist. Man warte nur ab, bis erst einmal der eigentliche Cyberspace, der derzeit noch in den Laboren der alten Welt in Vorbereitung ist, massenweise zum Einsatz kommt. Spätestens dann wird allen Zweiflern klar werden, wie unbezwingbar die Macht, die vom Internet ausgeht, tatsächlich ist.

5.

Der Onliner, einmal so richtig in Fahrt gekommen, wird gegen den Provinz-Vergleich wohl auch noch Folgendes einwenden: Es ist schlichtweg unzutreffend, dass die Sympathien derjenigen, die das Internet von außen betrachten – es also z. B. medientheoretisch beschreiben oder medienethisch beurteilen – eindeutig auf Seiten der Internet-Nutzer liegen. Dies aber müsste der Fall sein, wenn die Analogie zwischen der Internet- und der Asterix-Welt irgendeine Form von Plausibilität für sich beanspruchen soll. Es mischt sich Selbstmitleid in den Ton des Onliners, wenn dieser uns entgegenhält, dass die Sympathieverhältnisse, leider, noch immer eher umgekehrt sind. Der normale Asterix-Leser mag die Gallier, während ihm die Römer (oder die diversen anderen Anderen) ziemlich egal sind oder ihm zumindest nicht notwendig als Sympathieträger erscheinen. Was der Onliner beklagt, ist die Tatsache, dass die landläufige Beurteilung des Internets sowie der diversen Aktivitäten seiner Benutzer tendenziell negativ ausfällt. Zwar beherrscht das Internet aus Onliner-Sicht längst die sichtbare und unsichtbare Welt. Aber anstatt diesen Umstand endlich klag- und neidlos anzuerkennen, liegt bei vielen Menschen noch immer ein Schleier aus Vorsicht und Skepsis über allem, was mit dem Netz zu tun hat. Der praktizierende Onliner versteht in dieser Hinsicht die Welt nicht mehr: Woher bloß diese ängstliche Distanz gegenüber dem Internet und seinen evidenten Möglichkeiten und Reichtümern? Sicherlich hat das Netz, gerade auch für informationstechnische Laien, die Aura von etwas nicht restlos Durchschaubarem. Aber diese Mischung aus Unsicherheit und Geborgenheit, aus Bodenständigkeit und freiem Fall – die lauerte doch auch schon in der vorgeblich so geerdeten Wirklichkeit gestriger Tage an allen Ecken und Enden! Wieso sollte denn das Netz in dieser Hinsicht ein Absturz, ein Verfall, ja geradezu die Apokalypse sein? Das ist Panikmache, das ist das Zaudern ewig Gestriger, die nicht in der Lage sind, sich auf neue Gegebenheiten, auf die Wirklichkeit neuer Möglichkeiten (und umgekehrt!) einzulassen. Viele Menschen sind, so lautet Onliners Lamento, schlicht zu faul, sich auch nur oberflächlich mit der technischen Seite der Materie ‚Internet‘ vertraut zu machen; und sie halten sich stattdessen, ähnlich wie die vielen geisteswissenschaftlich orientierten Feuilletonisten, lieber im Geisterreich des geistreich-Metaphorischen auf, in dem alles erlaubt ist, was blumig klingt. Wieso z. B. soll das Internet bedrohlich sein? Früher, in der guten alten Realität, gab es schwermetallische Vorhängeschlösser, und man war im realen Heim und Haus einigermaßen gesichert. Heute gibt es haufenweise Security-Software, und man ist somit im Internet vor möglichen Ein-, Zu- und Übergriff ebenso geschützt. Wer das nicht sieht oder sehen kann, der ist entweder blind, oder er outet sich seinerseits als provinziell.

Halten wir an dieser Stelle den Bewusstseinsstrom des Onliners einmal an und fragen wir uns: Wie steht es mit seiner Auffassung? Medientheoretiker wie Medienethiker sind, so ja wohl im Umriss die These des Onliners, im Durchschnitt eher informationstechnisch unkundige und vielleicht nicht zuletzt deshalb eher internetkritische Gemüter (wie heißt es doch so schön: „Was der Bauer nicht kennt, das isst er nicht!“). Wenn es in ihren Kreisen etwa um die Folgen der Internetnutzung für Mensch und Gesellschaft geht, dann ist sehr schnell fast nur noch von Verlusten die Rede: vom Verlust der Wirklichkeit, der Privatheit, der Moral, der Sicherheit, der (Selbst-)Kontrolle, ja sogar vom Verlust eines echten, authentischen Lebenssinns. Natürlich gibt es diesbezüglich immer auch Ausnahmen; so etwa der französische Philosoph Michel Serres, der seinen schwungvollen Kurzesay „Erfindet Euch neu!“ (2013) unmittelbar mit „Eine Liebeserklärung an die vernetzte Generation“ untertitelt. Wenn es allerdings um eine Gesamtbilanzierung der durch die Digitalisierung erzielten Gewinne und Verluste geht, dann dominieren zumindest bislang noch nicht die Stimmen postmodernistisch abgeklärter Ja-Sager, sondern die eines traditionalistischen Skeptizismus, der dem vermeintlich medial entfesselten Menschen seine diversen Pathologien als Spiegel vorhält.

Der Einwand des Onliners gibt insofern durchaus zu denken. Ganz falsch liegt dieser mit seiner Wahrnehmung eines auf das Internet bezogenen Beurteilungsgefälles offenbar nicht. Auf der einen Seite steht, denn wovon sonst gingen unsere Überlegungen andernfalls aus, die Masse der alltäglichen Internet-Nutzer, die bereits durch ihr pures Online-Sein eine positive Einstellung zu dem, was sie tun, zum Ausdruck bringen. Auf der anderen Seite stehen die Beobachter des Internets und seiner Nutzer; und bei diesen ist eine gewisse Distanz zum Medium schon allein von Berufs wegen normal und geboten. Lassen wir einmal die eigentümliche Ambivalenz beiseite, die darin liegt, dass auch die Netz-Theoretiker ihrerseits immer häufiger das Netz nutzen, um *über* das Netz zu reflektieren – ein Umstand, den der Onliner in seiner Argumentation sehr leicht gegen den Internet-Skeptiker wenden könnte. Weitaus interessanter als diese Zweideutigkeit ist die Tatsache, dass der naturgemäß nicht-reflektierte Onliner – also der, der hochdosiert das Internet verwendet, ohne mitlaufend zu beachten (oder daran zu denken), was er tut – durch sein manifestes Verhalten immerhin keinen Zweifel am ‚Sinn‘ seines Tuns aufkommen lässt. Er ist online unterwegs, weil er es eben mag, weil es irgendwie gut ist, weil es etwas bringt, weil es seine Arbeit ist. Die Gründe dafür, warum ein Onliner online ist, sind vielleicht ebenso zahlreich wie die Inhalte, die er sucht und findet (oder die er auch ‚einfach nur so‘, ohne vorherige Suche, findet), wenn er online ist. Aber eins ist höchst evident: Kein Onliner wäre so oft und so sichtbar begeistert online, wenn er während seiner Online-Aktivitäten massiv das Gefühl eines Verlusts verspürte.

Ständig Dinge zu tun, die man ganz und gar nur als Verlust erfährt, das wäre absurd; und das im strengen Sinne Absurde ist in der Realität vielleicht weitaus seltener anzutreffen als man gemeinhin denkt. Es wäre nämlich etwa so, als träfe man jemanden ständig auf dem Tennisplatz an, würde von ihm aber zugleich andauernd hören, dass er Tennisspielen eigentlich als einen ‚Verlust von...‘ ansehe. Ein solcher Widersinn entlarvt sich, wo er vorkommt, in der Regel sehr schnell; denn wer absolut nicht mag, was er tut, der lässt es entweder unmittelbar bleiben, oder aber er verschafft seinem Unwillen über die ihm zur Verfügung stehenden Ausdruckskanäle Luft. Normalerweise kann man davon ausgehen, dass dasjenige, wobei Menschen relativ häufig anzutreffen sind – vorausgesetzt freilich, ihr Tun ist nicht durch krasse Formen des Zwangs oder der Not verursacht – etwas ist, das ihnen mehr oder weniger gut gefällt. Andernfalls täten sie ja, sofern sie im normalen Umfang freiheitlich handeln können, etwas anderes als eben dies.

Der reflektierte Beobachter wird nun wohl einwenden, dass diese Argumentation einer höchst eingeschränkten Perspektive auf das Problem entspringt; und dass sie sich im Grunde auch selbst widerlegt. Der Kritiker bittet

uns zurück zum Tennisplatz: Wer permanent Tennis spielt, der bekommt, so lautet sein Einwand, früher oder später einen Tennisarm, oder er wird eine sonstige, durch die Einseitigkeit seines Tuns bedingte Läsion davontragen. Diejenigen, die unreflektiert in eine Angelegenheit verstrickt sind, wissen am Wenigsten, was sie tun, und was ihr Tun für Folgen zeitigt – Folgen für sie selbst und Folgen für Andere.

Dieser Einwand klingt plausibel, hat aber einen Nachteil: Er geht am hier zur Debatte stehenden Punkt vorbei. Das, worum es geht, ist – zugegeben – etwas sehr Einfaches, aber eben auch etwas sehr Elementares: das *Lebensgefühl* des Onliners! Es geht schlicht um das Gefühl, wie es sich anfühlt, wenn man mit Herzblut als Onliner in der Netz-Welt unterwegs ist. Dass das, was sich im konkreten Vollzug gut anfühlt und Freude macht, im Nachhinein ebenso ungeahnte wie unschöne Konsequenzen haben kann, ist natürlich richtig – und es ist übrigens auch nichts, was man nur deshalb weiß, weil es einem Theoretiker oder Wissenschaftler beigebracht haben. Es geht jedoch gerade darum zu verstehen, warum in heutiger Zeit so viele Menschen derart selbstvergessen ins Netz gehen. Ein Baustein zu diesem Verständnis besteht darin, zu erkennen, dass die Unreflektiertheit (etwa hinsichtlich möglicher Folgen dauernden Internet-Gebrauchs) ein unmittelbarer Bestandteil des Onliner-Lebensgefühls ist. Dieses Gefühl ist nicht zuletzt durch Aktualismus charakterisiert: Im eminenten Sinne wirklich erscheint dem Onliner alles, was hier und jetzt geschieht; und worin man, wie eben in das Internet, derart eintauchen kann, dass störende Widerstände verschwinden. Im aktualistischen Lebensgefühl sind die horizontalen Strukturen des Erlebens, etwa das Warten auf Künftiges oder das Nachwirken von Vergangenem, ausgeblendet. Was zählt sind reine Gegenwärtigkeiten, Punktueller, Augenblickliches. Und wenn eine bestimmte Site nicht bietet, was der Onliner sucht, wird sie mit einem Klick zum Verschwinden gebracht – in Sekundenschnelle, so als wäre sie nie auch nur für einen Moment präsent gewesen.

Das Aufrufen und Wegklicken einer Bildschirmseite scheint eine triviale Operation zu sein. Aber man darf das Potenz-Gefühl, das entsteht, wenn man mit einem einzigen Knopfdruck einen Weltausschnitt auftauchen oder verschwinden lässt, nicht unterschätzen. Was die Medientheorien von außen als Verlust beschreiben, ist aus Sicht der praktizierenden Onliner möglicherweise nicht nur kein Verlust, sondern es ist für sie noch nicht einmal als vermeintliche Verlusterfahrung verständlich. Was nämlich im Zuge der völligen Immersion in die Netz-Welt tatsächlich erlebt wird, das ist – nicht anders übrigens als in Fällen nicht-virtueller Immersionserfahrungen auch – der kontrastlose Zugewinn an grundpositivem Daseinsgefühl. Natürlich, es stimmt schon: Dieses Gefühl ist seiner Tendenz nach vernunftlos, sprachlos, vormoralisch und aktualistisch; aber es ist eben, was soll man machen, zunächst einmal ein gutes Gefühl! Und weil dem so ist, darf man dieses Gefühl weder als ein solches bezeichnen, das primär Verlust ‚bedeutet‘, noch darf man für die ‚Erzeugung‘ dieses Gefühls allein das Medium (hier also das Internet) ‚verantwortlich‘ machen. Wenn es darum geht, den Onliner zu verstehen, muss man ins Innere seiner Gefühlswelt gelangen; und das geht eben nicht ausschließlich (medien-) theoretisch oder durch Aufstellung ethischer Normen der Mediennutzung, sondern einzig über den Weg der Einfühlung sowie durch Prozesse lebendigen Mit- und Nachvollzugs. Kurzum: Eigentlich muss man selbst zum Herzblut-Onliner werden, um zu verstehen, wie es ist, ein solcher zu sein.

6.

Ich bin zutiefst bestürzt! Bei allem Respekt, aber das geht nun doch entschieden zu weit! – Sie wünschen? – Was ich wünsche? Etwas mehr Vernunft würde ich mir wünschen. Das ist ja kaum zu ertragen, wie Sie den von ihnen als ‚Onliner‘ bezeichneten Internet-User auf einen Sockel heben. Ich muss dagegen auf das Schärfste protestieren! – Ich bin ein bisschen überrascht...! Wer sind Sie denn? – Ganz im Gegensatz zu Ihnen bin ich

jemand, der das Thema ‚Internet‘ in seiner ganzen Fülle und Bedeutsamkeit bedenkt. – Aha! – Jawohl! Ich will damit sagen, ich kenne die einschlägigen Diskurse, die übrigens keineswegs nur, wie Sie anzunehmen scheinen, geistes- und kulturwissenschaftlich geprägt sind. – Moment, das wollte ich auch nicht... – Lassen Sie mich ausreden! Ich wollte sagen: Ich bin, als Medientheoretiker von übrigens nicht geringem Ruf, in den besagten Diskursen zuhause. Ich gestalte Sie aktiv mit, treibe sie voran, bin in ihnen präsent. – Es ist schön, das zu hören, Herr...?! – Mein Name tut nichts zur Sache. Und um die Sache geht es doch, oder etwa nicht? – Natürlich! – Das sagen Sie so einfach dahin. Aber ich bezweifle stark, dass Sie es auch so meinen. Erst warten Sie hier mit dieser schiefen Analogie auf, um damit die enorme Bedeutung dessen, was im Bereich des Medialen vor sich geht, von vornherein zu verwässern. Und dann konstruieren Sie, als hielte Ihnen irgendjemand eine Pistole ins Genick, mit einem Mal dieses unfassbar klischeehafte Bild vom Internet-Nutzer und seinen Lebensgefühlen. – Ich habe das nicht konstr... – Mein Bester, wenn das hier Kabarett wäre, würde ich vielleicht darüber lächeln, was Sie zum Besten geben. Aber dazu, glauben Sie mir, ist das Thema einfach zu ernst! – Ich fürchte, Sie verstehen mich falsch..., ich wollte..., nun ja..., ich wollte mit all dem bislang Entwickelten nur zu zeigen versuchen, dass, auf der einen Seite, nun ja... – Merken Sie, wie Sie zu stottern anfangen? Sachlichkeit, mein Lieber, Sachlichkeit! Darum geht es! – Jaja, natürlich! – Na also, sehen Sie. Und Sachlichkeit ist, wie wir seit der Aufklärung wissen, niemals ohne kritische Note zu haben. – Also dazu muss ich jetzt aber sagen, dass ich auf den Begriff der Kritik später sowieso noch... – Hören Sie! Sie können doch nicht ernsthaft leugnen, dass wir in der Sachangelegenheit ‚Internet‘ nur dann (und übrigens gemeinsam) weiterkommen, wenn wir die zahlreichen Diskurse zum Thema ernstnehmen. Es existiert seit geraumer Zeit eine hochdifferenzierte medienwissenschaftliche wie medienethische Diskurslandschaft, und man ist intensiv damit beschäftigt, das Diskursobjekt ‚Internet‘ in jeder nur erdenklichen Richtung theoretisch zu durchleuchten. – Ich weiß. – Ach wirklich? Das Dumme ist nur: Man merkt es Ihren Ausführungen überhaupt nicht an! Anstatt sich hier mit seichter Erlebnisphilosophie von Seite zu Seite zu hangeln, sollten Sie z. B. endlich einmal etwas Substantielles sagen über die gesellschaftlichen Veränderungen, die eingetreten sind, seitdem es das Internet in seiner heutigen Verbreitungsform gibt. Wenn Sie schon die Diskurse im Einzelnen nicht kennen, dann... – Verzeihung, aber ich muss jetzt einfach einmal nachfragen: Was genau meinen Sie eigentlich immer mit dem Wort ‚Diskurs‘? – Bitte unterbrechen Sie mich nicht ständig! Also: Wenn Sie schon, wie ich sagte, die wissenschaftlichen Diskurse im Einzelnen nicht kennen, dann schlagen Sie wenigstens einmal eine Zeitung auf. – Wie bitte? Eine Zeitung?! – Ja, natürlich, etwa das Feuilleton oder den Wissenschafts- oder Sachbuchteil einer seriösen Tages- oder Wochenzeitung. Da finden Sie die wichtigsten medientheoretischen Ideen dargestellt – in einer Aufbereitung, in der sie auch für Nicht-Experten verständlich sind. – Ah ja! – Im Ernst, lesen Sie das mal! Und natürlich sollten Sie auch die neueste medientheoretische Literatur hinzuziehen, wenn Sie es wirklich ernst meinen mit Ihrem Text! Und dann schreiben Sie anschließend etwas über die Sachen, um die es im Internet-Diskurs wirklich geht. – Sie meinen die Sachen, um die es Ihnen geht? – Sachlichkeit, mein Lieber! Mein Gott, verstehen Sie denn immer noch nicht? Neuer Finanzimperialismus, Datenunsicherheit, missachtete Freiheitsrechte, und überhaupt Netzkriminalität, Internetpornographie, ADHS, Social-Media-Ausbeutung und und und: Das sind die Sachen, um die es hier geht. Mal ganz zu schweigen von den zahllosen Fragen, die unsere herkömmlichen Menschen- und Weltbilder betreffen, also Fragen wie die nach der Realität von Raum, Zeit, Natur, Gesellschaft und dergleichen! Alles das sind Probleme von äußerster Relevanz. Also: Informieren Sie sich! Und dann werden Sie merken, dass Ihre Gefühlsduselei von wegen Asterix und Provinzialismus im Grunde nichts anders ist als Ignoranz und, es tut mir leid, ich muss das jetzt so direkt sagen: nichts anderes als verkappte Provinzialität. – Da ist ja jetzt immerhin wieder mein Stichwort. Ich würde jetzt gern weitermachen, wenn ich darf! – Schon gut, machen Sie mal! Aber immer daran denken: sachlich, kritisch und, vor allem, diskursnah! – Ach so ja, das wollte ich Sie noch fragen. Die Sache mit dem ‚Diskurs‘..., nun ja, das

*Wort ist heute in aller Munde, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich es überhaupt richtig verstehe... (Pause.)
Hallo...! Hallo,...sind Sie noch da...? (Stille.)*

7.

Dem unmittelbaren Lebensgefühl des Onliners steht die reflektierte Sicht der Internet-Beobachter gegenüber. Gemeint sind nicht jene anonymen Späher, die, aus welchen politischen oder ökonomischen Gründen auch immer, die Fährten der Internet-Nutzer mit diversen Datenlesemethoden nachzeichnen. Gemeint sind jene medientheoretischen Prof(i)s, die ihre Aufgabe darin sehen, das ‚Diskursereignis‘ Internet ‚diskursiv‘ oder ‚interdiskursiv‘ einzufangen. Neben Medientheoretikern im engeren Sinne gehören dazu auch Theoretiker jener Disziplinen, in denen das Phänomen der Medialität an der Peripherie auftaucht – wohl kaum eine der gegenwärtigen Human-, Sozial- oder Geisteswissenschaften kann man diesbezüglich ausnehmen. Bedenkt man ferner, wie häufig die Medien im Allgemeinen sowie das Internet im Besonderen als Gegenstand journalistischer Berichterstattung oder auch als Objekt (und manchmal zugleich auch als Mittel) künstlerischer Performance fungiert, dann wird einem klar, dass die Onliner-Existenz als solche von einer nahezu gleich weit verbreiteten Onliner-Existenz-Reflexionskultur überbaut wird. Die medientheoretischen ‚Diskurse‘ boomen. Und bereits die bloße Frequenz und Vielfalt der Internet-Debatten lässt Zweifel daran aufkommen, dass es sich beim ‚Diskursobjekt‘ Internet lediglich um eine bescheidene Daseinsprovinz handelt.

Was den Durchschnitt dieser professionellen Internetreflexionen angeht, so zeigt sich überdies, dass es ein eindeutig gegen unsere Ausgangsanalogie sprechendes Bewertungsgefälle gibt: nämlich eine von der Evidenz empirischer Belege gestützte Tendenz zur Problematisierung, Pathologisierung oder gar Katastrophisierung aller Tatbestände, die mit der zunehmenden Alltagsverbreitung des Digitalen zusammenhängen. Es passt zur naturgemäß exzentrischen Haltung der Reflexion, dass derart kritische Stimmen weniger von den Internet-Nutzern oder den diversen Internet-Dienstanbietern stammen; denn jene surfen ja eben weitgehend unbeschwert durch das weltweite Netz, dessen Strukturen von Letzteren – die selbst ganz anderes im Sinn haben als Reflexion – dafür bereitgestellt werden. Der Onliner mag selbst- und weltvergessen seine Bahnen im Netz ziehen; aber die Bedenklichkeit dieses Tuns sowie die des Internets im Ganzen zeigen sich erst im Spiegel distanzierter und sachorientierter Nachdenklichkeit. Allererst die kritische Reflexion auf das Internet (sowie auf die zahllosen Aussagen und Praktiken der User) führen, in Verbindung mit empirischer Forschung, zu begründetem Wissen darüber, was das Internet ist und wie es sich auf Menschen auswirkt. Ein so gesehen alles andere als provinzielles Phänomen wie das Internet lässt sich, dies die implizite oder explizite Botschaft der Netz-Beobachter, nur dann in seinen Strukturen und Wirkungen erfassen, wenn man eine entsprechende Armada an empirischer Theorie und rationaler ‚Diskursivität‘ gegen das Phänomen aufbietet. Insofern ist es fast beruhigend, wenn man im Wikipedia-Artikel zum Stichwort „Medienwissenschaften“ zu lesen bekommt, dass die Anzahl der Disziplinen, die zu diesem Aufgebot gehören, ziemlich groß ist. Alles, was „im Überschneidungsbereich von Sprach-, Theater- und Kulturwissenschaft, Soziologie, Sozialer Arbeit, Psychologie, Politikwissenschaft, Wirtschaft, Jura, Pädagogik und Informatik“ angesiedelt ist, ist heutzutage dabei behilflich, der genuinen Unreflektiertheit des Netzes und seiner Nutzer Geist einzuhauchen.

Angesichts dieses massiven Aufgebots an Medien- sowie speziell an Internet-Theorie stellt sich der Eindruck ein, dass die Ausgangsanalogie ein Fehlgriff war. Erneut kommt der geradezu gegenteilige Gedanke auf, dass die enorme Flut an Internet-‚Diskursen‘ und Netz-Reflexionen nur dann verständlich wird, wenn es sich bei dem thematischen Gegenpart der Theoriebemühungen, also dem Internet selbst, um eine mit dem antiken Rom

vergleichbare Großmacht handelt. Zur offenkundigen Größe und Bedeutsamkeit des Gegenparts passt, bei aller faktenorientierten Sachlichkeit, die seitens der zeichenproduzierenden Zunft an den Tag gelegt wird, das hohe Maß an Affektivität, das die reflexive Bezugnahme auf das Internet begleitet. Wer mit den ‚Diskursen‘ weniger vertraut ist, der wird kaum bemerken, dass unterhalb der Ebene der Sachargumentationen mythen-schwangere Bedeutungsschichten ruhen; es sind, unterhalb der manifesten Aussagen, Subtexte vorhanden, in denen die Sachlichkeit des ‚Diskurses‘ von latenten Besorgnisgründen durchkreuzt wird. Der Unkundige kann derartigen Subtexten immerhin auf Umwegen einen Eindruck bekommen, wenn er sich z. B. an Zeitungsbeiträge oder an Artikel in Wissenschaftsmagazinen hält. Hier treten die untergründigen Affektbedeutungen, die in akademischen Mediendebatten kaum unvermittelt dargeboten werden, relativ offen zu Tage; manchmal schon im Titel des entsprechenden Beitrags, manchmal auch in seinen Resultaten.

Letzteres ist exemplarisch der Fall in dem „WELT“-Online-Artikel „MH370 und die Theorie der Theorie der Theorie“ (<http://www.welt.de/kultur/article126092568/MH370-und-die-Theorie-der-Theorie-der-Theorie.html>). In diesem geht der Verfasser – Andreas Rosenfelder, Feuilleton-Ressortleiter der „WELT“ – dem Verschwinden der Air-Malaysia-Maschine nach. Beginnend mit der Frage, ob sich das klassische Verständnis von ‚Theorie‘ (als einem Widerschein der Wirklichkeit) angesichts der um das vermisste Flugzeug kreisenden Spekulationen noch aufrechterhalten lässt, gelangt Rosenfelder unter anderem zu folgendem Gedanken: „Schwer zu sagen, ob es bei der seit Wochen laufenden weltweiten Fahndung wirklich um die verschollene Maschine geht und darum, reale Militärschiffe und Aufklärungsflugzeuge an die richtigen Geokoordinaten der Weltmeere zu lenken – oder ob die spontane und massenhafte Theoriebildung ein Akt der Selbstbehauptung ist in einem Medium, das als vermeintlich allwissende und allmächtige Universalmaschine keine großen Spielräume lässt für Spekulation, schließlich stellt es ja selbst schon ständig Zusammenhänge zwischen allem und jedem her.“ Wer, als ‚Diskurs‘-Laie, vor diesem nicht eben einfachen Gedanken zu kapitulieren beginnt, dem hilft der Autor im Textverlauf aus der Verlegenheit; und zwar so, dass er die Subtextschicht seines Textes zum Vorschein treten lässt: „Sind Theorien“, so lautet nun die ganz prinzipielle (und damit auch schon wesentlich laientauglichere) Frage, „modellhafte Nachbildungen der Welt oder in sich geschlossene Parallelwelten, die nur das Denken selbst und nicht die Dinge abbilden? Die Suche nach dem über der Straße von Malakka vom Radar verschwundenen Flugzeug macht die ganze Widersprüchlichkeit einer geistigen Tätigkeit deutlich, die sich seit ihren Ursprüngen dadurch auszeichnet, eben keine Tätigkeit zu sein, sondern Kontemplation, Versenkung, reine Schau.“ Spätestens hier dämmert es selbst dem ‚Mediendiskurs‘-Anfänger, dass sich in Rosendorfers Text ein Problem von nennenswerter Tragweite ausspricht: Im digitalen Zeitalter sind Dinge möglich, auf die wir, seit sehr langer Zeit denkgewöhnt an die klassische Differenz von Theorie und Realität, einfach nicht vorbereitet sind. Die entsprechende Textbotschaft wird im abschließenden Schritt schließlich wie folgt formuliert: „Grau sei alle Theorie, das sagt im „Faust“ der Teufel persönlich. Angeblich verpasst man Entscheidendes, wenn man den Schädel voller Ideen hat. Empfohlen wird dagegen die Rückkehr ins Leben, zu den Phänomenen, den Sachen selbst. Es ist nur nicht mehr so leicht, zu sagen, wie man dort hinkommt.“ Die lakonische Schlussbemerkung Rosendorfers nimmt der ‚Theorie-Theorie‘, auf der sein Text aufbaut, ihre ganze Schwere; und sie setzt zudem die untergründige Botschaft des Medientheorie-‚Diskurses‘ ungeschönt und verständlich frei. Im Zeitalter des Digitalen, so will Rosendorfer sagen, liegt der Realismus im Sterben. Und angesichts dieser „Agonie des Realen“ (Jean Baudrillard) wird das realistische Bild von ‚Theorie‘ als (immerhin doch partiell) abbildender Erkenntnis der Sachen selbst zunehmend verschwinden. Das ist vielleicht sogar noch zu vorsichtig paraphrasiert. Denn wenn wir, wie Rosendorfer sich ausdrückt, schon heute gar nicht mehr wissen, wie wir zu den Sachen selbst kommen sollen, dann haben sich seinem Gedanken zufolge die Theorien und die Sachen längst schon beiderseits in eine Art „Parallelwelt“ hinein verabschiedet – sie sind in ähnlicher

Weise bereits verschwunden wie neuerdings Flugzeuge dies tun, in dem sie in etwas bislang völlig Unbekanntes hinein fortgleiten.

Der kurze Exkurs sollte zeigen, dass sich bei der Betrachtung der theoretischen Netz-Betrachtungs-, ‚Diskurse‘ das Gefühl einschleichen kann, in der Gegenwart ereigne sich etwas bislang nie Dagewesenes und Unvergleichliches – etwas, das die vertrauten Dimensionen des Realen (oder bislang dafür Gehaltene) erfasst und sich anschickt, eine vollkommen neuartige Phase in der Geschichte des Mensch- und Weltseins einzuläuten. Man bekommt ein derartiges Gefühl übrigens nicht nur beim Thema ‚Realität‘, sondern auch dort, wo eher praktische Problemfelder zur Diskussion stehen. Zugleich sachlich-distanziert wie engagiert-erregt ist die Netz-Beobachtung dort, wo es, wie etwa in den Diskussionen um „Internet Governance“ und „Big Data“, um Fragen der Netzpolitik und Netzökonomie geht. Ilija Trojanow und Juli Zeh beispielsweise nennen ihr Buch zu diesem Thema direkt „Angriff auf die Freiheit“, und bereits im Untertitel versuchen sie ihren Lesern mit Schlagworten wie ‚Sicherheitswahn‘, ‚Überwachungsstaat‘ und ‚Abbau bürgerlicher Rechte‘ klar zu machen, was im Zuge der Digitalisierung des Alltags eigentlich passiert. Das Beispiel ist unter anderem deshalb so interessant, weil es zeigt, dass die politisch motivierte Kritik am Internet, anders als die ‚klassische‘ Technik-Kritik im 19. und 20. Jahrhundert, längst nicht mehr vorrangig aus konservativem oder anti-modernistischem Lager stammt. Den theorieorientierten Vertretern unter den Netzaktivisten geht es nämlich um die Verteidigung gerade solcher Rechte, die dem Mensch in seiner Eigenschaft als freiem Bürger zukommen; wobei unter diesen Rechten insbesondere das Recht auf Bewahrung der Privatsphäre eine zentrale Stellung einnimmt. Wenn angesichts der vom Internet vermeintlich ausgehenden Freiheitsgefährdungen selbst politisch links gesonnene Geister eine Art „Lob der Bürgerlichkeit“ (Odo Marquard) anstimmen – man kennt solche Töne traditionell eher von Befürwortern des Traditionellen – dann zeigt dieser Chiasmus im herkömmlichen Politlager-Schema sehr deutlich, wie groß die gefühlte Bedrohung der menschlichen Freiheit im digitalen Zeitalter ist.

Aber nicht nur internetpolitische Stellungnahmen entwerfen aktuell Szenarien der Bedrohung. Ganz ähnlich sieht es aus, wenn sich Mediziner, Psychologen, Pädagogen oder Linguisten über den Ottonormal-Onliner der ‚Generation Internet‘ Gedanken machen. Je nach dem, welche Region individuellen Menschseins angeblich betroffen ist – Gehirn, Geist, Seele, sichtbares Verhalten, Ausdrucksvermögen, Sprachkompetenz usw.: Für jede von der Netznutzung verursachte Problemzone der Person existieren mittlerweile spezifische Diagnosen, und diese sind nicht selten direkt verbunden mit entsprechenden Therapieansätzen und Abhilfemaßnahmen. Selbst unter den eigentlichen Pionieren des Internets äußern sich inzwischen einige sehr kritisch über die Physiognomie des von ihnen entfesselten Prometheus. Wer sich z. B. mit den einschlägigen Schriften von Jaron Lanier, dem (in informationstechnologischen Kreisen als Visionär gefeierten) Erfinder des Ausdrucks „virtuelle Realität“ auseinandersetzt, der kann sehr gut nachvollziehen, wie eng in Bezug auf das Internet der nahen und fernen Zukunft apokalyptische Antihumanismen und humanistische Hoffnungsideologeme beieinanderliegen. Auf der einen Seite mutiert laut Lanier die menschliche Person zum reinen „Gadget“ (so der Titel der deutschen Übersetzung von Laniers Bestseller aus dem Jahre 2010): also zum spielerischen Appendix jener niedlichen Objekte, mit denen sich Menschen in das Online-Imperium einklinken. Zugleich versteht Lanier sein Buch aber auch als „A manifesto“ (so der Untertitel der amerikanischen Originalausgabe), das realen Menschen aus Sicht eines eigentlich doch schon längst abgewählten Humanismus klarzumachen versucht, „warum die Zukunft uns noch braucht“ (so wiederum der Untertitel der deutschen Ausgabe).

Gegen die mittlerweile florierende Kultur von wissenschaftlicher Katastrophen- und Katastrophenvermeidungsliteratur nehmen sich Überlegungen seitens philosophischer Tugendethiker geradezu hausbacken aus;

und für den, der sich an den Sprachjargon der Blogger und Twitterer bereits so sehr gewöhnt hat, dass er das provinzielle Wort ‚hausbacken‘ nicht mehr kennt: es bedeutet ungefähr soviel wie ‚provinziell‘! Die Tatsache, dass die simple tugendethische Forderung nach normalem Maßhalten, also nach einer im Rahmen bestimmter sittlicher Entscheidungskonventionen selbstgewählten Vermeidung der Extreme in Sachen Online, medienethisch kaum Beachtung findet, ist im Grunde überraschend. Denn mit der Zunahme der – zumindest vermeintlich – durch zu viel Internet-Aktivität bedingten Deformationen geht ja schon seit längerem eine Inflation an Lebenskunst-Ratgebern einher, deren diverse Tipps und Strategien im Grundtenor eben auf Angemessenheit und Ausgewogenheit beim Betätigen des ON-Buttons zielen. Anscheinend aber haben das Bewusstsein, der gute Wille sowie der Sinn für Angemessenheit und Ausgleich heute bereits große Probleme damit, sich gegen die Einflüsterungen solcher ‚Diskurse‘ durchzusetzen, die diese zum klassischen Menschbild essenziell dazugehörenden Tugenden für alten Kram erklären. Solche ‚Diskurse‘ können übrigens sowohl kulturalistisch als auch naturalistisch ausfallen; und da sie in beiden Richtungen effektiv die gleiche Botschaft transportieren – nämlich die, dass es um den Willen des Individuums sehr schlecht, um die den Menschen determinierenden biologischen, psychologischen und sozialen Hintergrundstrukturen dagegen sehr gut bestellt ist – setzen sie auf breiter Front sehr starke meinungsbildende Kräfte frei. Der Mensch, so sind sich Postmodernisten und Szientisten effektiv einig, hat heute als Einzelner – und zumal als jugendlicher bzw. heranwachsender Einzelner – diejenige Wahl gerade nicht mehr, die ihm Tugendethiker oder Lebenskunst-Autoren nach wie vor unterstellen. Der ‚native digital‘ hat sich schon allein für die historische Situationsumgebung, in die hinein er geboren wird, nicht selbst entschieden; und er hat sich auch nicht dafür entschieden, dass die digitalisierte Welt, in welcher er sich durch (vorläufig noch natürliche) Geburt befindet, eine Welt ist, in der man – und der ‚Diskurs‘ stützt diese These bestens ab – nicht mehr besonders viel zu wollen und zu wählen hat. Was die Verteilung der entsprechenden Meinungsmassen angeht, darf man sich keinen falschen Illusionen hingeben. So wie im fiktiven Asterix-Kosmos die anzahlmäßig meisten Menschen eben nicht Gallier, sondern ‚native romans‘ sind, so stehen bereits heute fast alle Menschen mehr oder minder von Geburt an in irgendeiner Form im Kontakt zum Internet.

8.

Manch einer möchte in dieser Situation vielleicht von einer Art ‚Geworfenheit‘ ins Onliner-Dasein sprechen. Der Bezug zum Existenzialismus klingt gelehrt, trifft die Sache aber nur zur Hälfte. Denn gerade der Existenzialismus gründet auf die Faktizität der „Geworfenheit“ (Martin Heidegger) und der „Situation“ (Jean-Paul Sartre) seine Ideen von Freiheit und Entschlossenheit, und gerade diese Antwort auf das Faktische versagt im Zeitalter des Netzes. Dass der native Internet-Kontakt nicht aus freiem Willen Einzelner Bestand hat, sondern der kontingenten, geschichtlichen Situation geschuldet ist, ist richtig. Aber es ist ebenso richtig, dass die existenzphilosophische Anschlussoperation, die innerhalb einer gegebenen Situation die Potenziale von Freiheit und Trotz gegen das Unverfügbare aktiviert, im Angesicht des Internets offensichtlich misslingt: Selbstbewusstes Wählen ist im Programm nicht vorgesehen, und das, was auf den Reisen durch das Netz gewählt werden kann, zielt in der Gesamttendenz darauf ab, dass der Netzkontakt nicht mehr abbricht.

Schon die alltägliche Kontaktaufnahme selbst scheint die Folge einer psychologisch nur schwer durchschaubaren Zugkraft seitens des Mediums zu sein. Das Internet ist in diesem Sinne, d. h. im Hinblick auf seine ‚Anziehungskraft‘, keineswegs nur ein Ding unter Dingen. Ob man es ‚diskursiv‘ als eine Art Person mit grosser Attraktivität und Machtfülle oder eher als eine unpersönliche (also etwa dämonische oder magische) Kraft beschreibt, ist letztlich sekundär. Entscheidend ist, dass in gegenwärtigen Medien-‚Diskursen‘ die Quelle von

Autonomie nicht mehr in menschlichen Personen vermutet, sondern ins Netz verlagert wird. Dementsprechend werden die für menschliches Verhalten verantwortlichen Determinanten auch nicht mehr als ‚Motive‘ im Innern menschlichen Willens gesucht, sondern in der totalen Wechselwirkung nicht-menschlicher Funktionen gefunden. Man sollte meinen, dass die Entscheidung darüber, ob (und wie lange und in welcher Absicht) man online oder offline ist, letztlich eine personale Entscheidung ist. Aber diese Auffassung erscheint insofern als reichlich verstaubt, als sie die Person noch immer als etwas begreift, das sich außerhalb der Einflüsse und Reichweiten des Internets aufhalten kann und dies im Normalfall auch tut. Der Fehler dieser Betrachtung liegt aus medientheoretischer Perspektive bereits dort, wo man übersieht, dass sich die Opposition ON/Off – die ja schon in ihrer Grundform als logische oder algorithmische Dualität (wahr/falsch; 0/1) nichts mit Personalität und persönlicher Wahl zu tun hat – dem technischen Diktat der Geräte verdankt. Diese sind es, welche den Rahmen für die ‚Wahl‘ zwischen ON oder OFF bereits durch ihre Architektur vorgeben.

Online oder Offline: Dies ist eine ebenso klare wie entschiedene Differenz; und wo eine Differenz eben buchstäblich eine *entschiedene* ist, da gibt es keine Qual der Wahl, keinen Bedarf an Entscheidung (und mithin an Personalität) mehr. Es ist höchst eigentümlich, festzustellen, dass die ON/OFF-Differenz die Essenz der Digitalgeräte, die in ihrer Summe und Wechselwirkung das Internet konstituieren, ausmacht: Der Maschinencode von Computern basiert auf dem Prinzip der Binarität, und auch jedes handelsübliche Endgerät stellt die ON/OFF-Differenz technisch zur Verfügung. Noch gibt es sie, die Ein- und Ausschalter, die immerhin die Illusion der Freiheit wachhalten. Noch ist nicht zu rütteln an der Realität der viel beschworenen ‚Schnittstelle‘ von Mensch und Maschine; und durch diese kommt (zumindest derzeit noch) eine leichte Irritation ins Wechselspiel der ansonsten wie geschmiert laufenden physikalischen und funktionalen Prozesse. Der Internet-User, so scheint es, fügt sich in den Gesamt Ablauf dieser Prozesse zwar ein, aber doch nicht nahtlos. Er scheint (jedenfalls noch) kein Teil der großen informationsprozessierenden Maschine zu sein. Aber immer wieder muss man es sich klar und deutlich vorsagen: *Noch* nicht!

Gedankenexperiment: Wären, nur einmal rein hypothetisch, alle Internet-Nutzer ab sofort dauerhaft und für immer Offline – es gäbe ab sofort gar keine User und, großzügig formuliert, überhaupt kein Internet mehr. Da die Geräte der heutigen Generation diese Möglichkeit noch eröffnen, entscheidet sich der Grad der bloßen Gedanklichkeit dieses Gedankenexperiments einzig an der Frage, wo der User nun eigentlich steht (ist er Person oder Maschinenbestandteil?), und wie er seitens der Medien-‚Diskurse‘ verstanden wird (ist er aus theoretischer Sicht ein Entscheider oder ist, weil er bereits als Maschinenbestandteil verstanden wird, längst von anderswo her über ihn entschieden?).

Der ‚Diskurs‘, zumal der posthumanistische, hat hierzu eine entschiedene Auffassung. Diese hat es inzwischen zur gesellschaftlichen Durchschnittsmeinung gebracht und prägt somit den heutigen Commonsense in der Internet-Debatte. Es ist, so die entsprechende These, Ausdruck einer höchst naiven Phantastik, dem Menschen in Anlehnung an bekannte Anthropologie-Mythen weiterhin eine „exzentrische Position“ (Helmuth Plessner) zu den von ihm selbst geschaffenen Strukturen der technischen Welt zuzubilligen. Das Zeitalter des Internets ist nämlich unter anderem das Erwachen aus dem aufklärerischen Schlummer, und mithin das Ende des Traums von einer konstitutiv mit dem Menschsein verklammerten Exzentrizität. Mit der Virtualisierung der Wirklichkeit sowie des menschlichen Wirklichkeitsbewusstseins hat, so sieht es der ‚Diskurs‘ vor, die Anerkennung einer realistischen Einsicht einherzugehen: Die Offline-Funktion ist bloßer Schein, eine absolut leere Möglichkeit. Es gibt sie, kein Zweifel, denn der klassische Druckknopf ist ja nach wie vor unzweideutig an den Geräten vorhanden. Aber ihre Existenz ist doch nur Theorie. Sie erinnert bereits heute an eine Zeit, in der

man, gut humanistisch, noch von der Exzentrizität des Menschen und seiner Wahlfähigkeit überzeugt war. Das aber war, wie sich herausstellt, ein irrationaler Glaube, der durch den Gang der Dinge schon sehr bald restlos entzaubert werden wird. Der Gang der Dinge, das ist das manifeste Verhalten der Internet-Nutzer. Und man erkennt, so behauptet der ‚Diskurs‘, schon heute sehr klar, wohin die Reise geht. Ganz im Gegensatz zum obigen Gedankenexperiment wird schon sehr bald jeder Mensch ohne Unterbrechung online sein, und die Verbindung zum Netz wird – ON/OFF-Button hin oder her – überhaupt nicht mehr unterbrochen werden.

Auch dieses Szenario ist freilich derzeit noch ein hypothetisches. Und als solches arbeitet es mit der Unterstellung, dass im Nutzer noch immer eine genuine ‚Kraft‘ (des Wollens und Entscheidens) vorhanden ist; nur dass diese Kraft – diese *virtualitas* im ursprünglichen Sinne des Wortes – auf breiter Front eben mehr und mehr zu erlahmen scheint. Der Begriff der Kraft erinnert in den meisten seiner Bedeutungsvarianten an etwas subjektiv Unverfügbares, Irrationales. Von Haus aus irrational (und für das Erkennen kaum als solche transparent) ist bereits die physische Kraft in der anorganischen Natur. Irrational erscheinen auch diejenigen Kräfte, die im Bereich des organischen sowie des seelischen Lebens wirken. Und erst recht wie vor einem Rätsel steht man vor der spezifisch geistigen Tat- und Willenskraft, die ja, sofern es sie wortwörtlich (d. h. als echte Handlungsursache und nicht als bloßes ‚Vermögen‘ praktischer Rationalität) überhaupt gibt, kaum einen Blick auf ihre physischen, physiologischen und psychischen Hintergründe freigibt. Man hat diese Kraft, gerade wegen ihrer Intransparenz, philosophisch oft als reine Spontaneität verstanden und sie auf diese Weise gegen alles Natürliche weitgehend abgeschlossen. Aber mit dieser Rationalisierung, die besonders prägnant in der Moralphilosophie Kants zum Vorschein kommt, hat man die ontische Irrationalität des Willens letztlich umso deutlicher hervortreten lassen.

Wo Irrationales nur partiell oder indirekt – also einzig in seinen erfahrbaren Effekten – erkennbar wird, dort sind die Wissenschaften gefragt; sie müssen für die Aufklärung des an sich Unklaren sorgen. Im Falle des Problems des Wollens und Entscheidens erklären sich heute mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit die Neurowissenschaften zur einschlägigen Disziplin. Die Zuständigkeitsfrage entscheidet sich dabei in etwa wie folgt: Da der Drang zum Online-Sein ganz offenbar mit mangelnder menschlicher Willensstärke zu tun hat, und da das Problem des Willens und der Willensstärke gemäß aktuell geltender Erklärungsstandards nach naturalistischer Explikation verlangt, muss das Problem mittels des kategorialen Apparats einer naturwissenschaftlichen Psychophysik in Angriff genommen werden. Über diese Art der Problemaneignung sind freilich jene Teilnehmer am Internet-‚Diskurs‘ wenig begeistert, die das Thema eher auf kultur- und geisteswissenschaftlicher Ebene verhandelt wissen möchten. Was diese freilich nicht sehen, ist die Tatsache, dass auch der Naturalismus im Resultat zu einer massiven Stärkung posthumanistischer Standpunkte beiträgt.

Vordergründig geht mit den naturwissenschaftlichen Forschungen zum Problem der Willensstärke ein diskursdeflationärer Habitus einher. Mögen netzpolitische Aktivisten noch so nachdrücklich an die Freiheit des modernen Subjekts erinnern: Das hierbei im Hintergrund mitschwingende Ideal der rational wählenden Person stimmt, so der Einwand der Naturalisten, schlicht und einfach nicht damit zusammen, dass sich die Menschen im prosaischen Alltag permanent (und noch dazu in aller Öffentlichkeit) in eine Art netzbedingte Privatheit drängen lassen. Die Betonung legt der Naturalist naturgemäß auf das ‚Sich-drängen-lassen‘. Zwar scheinen Menschen heute nahezu alles, was sie persönlich betrifft, selbst bestimmen zu wollen und zu können. Aber schon dort, wo es um die recht simpel anmutende Wahl zwischen on- und offline geht, werden diesbezüglich Zweifel laut. Schon beim bloßen Blick auf die Tatsachen entsteht nämlich der Anschein, dass es um das von optimistischen Netz-Humanisten unterstellte Wollen und Können nicht gut bestellt ist. Das wundert keinen,

der naturalistisch zu argumentieren gewohnt ist: Der Mensch vermag seine Animalität, also seine aus urzeitlichem Erbe stammende Getriebenheit durch äußere Reizquellen, zwar einigermaßen zu überbauen – im Ergebnis ist das dann eben ‚Kultur‘. Aber diese Überbaulichkeiten vermögen ihn im Ernstfall, also dann, wenn es ihn reizbedingt anzieht, verführt oder überkommt, nicht auf Dauer zu hemmen. That’s life! gähnt der Naturalist, wenn wieder einmal eine schöne Kulturillusion durch wissenschaftliches Veto zum Zerplatzen gebracht wird. Will heißen: Aus der Totalität des Naturzusammenhangs, der für den Naturalisten bis hinauf auf die Ebenen des (vermeintlich) Freigeistigen reicht, vermag der Mensch eben prinzipiell nicht auszusteigen.

Die empirische Trägheit des Menschen in Sachen rationaler Wahl kann durch naturalistische Modelle menschlichen Denkens und Verhaltens durchaus erklärt werden. Trotz aller Unterschiede im Zugangsniveau konvergieren diesbezüglich die Forschungen von Neurophysiologen und Evolutionsbiologen im antilibertären Erklärungseffekt: In letzter, und das heißt in diesem Fall in materieller Grundlagensicht ist der Mensch keineswegs frei; er unterliegt zahlreichen Determinanten, die sich stammesgeschichtlich, genetisch, hirnanatomisch, psychologisch (bzw. psychoanalytisch), ja zuletzt sogar rein geisteshistorisch (man denke an die von Richard Dawkins ausgemachten ‚Meme der kulturellen Evolution‘) konkretisieren lassen. Wer das tagtägliche Verhalten von Onlinern unter Zuhilfenahme eines dieser konvergierenden Naturalismen studiert, der findet genau das vor, was wissenschaftliche Hypothesen wahrscheinlich gemacht haben: nämlich dass *hominus sapiens*, sofern sie gar nicht ‚Menschen‘ im humanistischen Wortsinn sind, sich naturgemäß eher wie fremdgesteuerte Automaten oder triebgesteuerte Organismen verhalten – und dies zumal dann, wenn, bei entsprechender Triebzielvorgabe, ein WLAN-Zugang in Reichweite ist.

An diesem Punkt laufen die Fäden von naturalistischer ‚Anthropologie‘ einerseits und geistes- bzw. kulturwissenschaftlichem ‚Diskurs‘ andererseits zwanglos zusammen. Dass die Assoziationskette Internet, Abhängigkeit, Sucht, Gewalt, Sex, Rausch und Unmenschlichkeit derzeit wie geschmiert abläuft, hat auch mit einem Wissenschaftsklima zu tun, in dem naturalistische und nicht-naturalistische Antihumanismen die Großwetterlage beherrschen. Diese stützen sich nicht nur wechselseitig hinsichtlich ihrer auf den Menschen bezogenen Unfreiheitserklärungen. Vielmehr unterstützen bzw. befeuern sie auch das Denken derjenigen Internet-Beobachter, für die das Netz pauschal zum Symbol für Abhängigkeit und Gefangenschaft wird. Vielleicht gibt es, zumindest in dieser speziellen Hinsicht, nur einen rein atmosphärischen Unterschied zwischen dem naturalistischen und dem tendenziell eher normativ-kritischen Deutungsrahmen; nämlich den, dass der Naturalismus das, was seitens kritischer Netz-Beobachter im Medium des ‚Diskurses‘ zur Menschheits-Katastrophe stilisiert wird, mit aller Ruhe als ein weiteres Prozess-Stadium im faktischen Fortlauf der Naturgeschichte hinnimmt. Sollte der Naturalismus Recht behalten, dann hieße dies, dass sich die Tierheit des Menschen künftig einfach ins Netz hinein verlagern würde; und dass dem möglicherweise so ist, davon zeugt bereits heute die verbale Aggressivität so genannter *shitstorms*. Dass sich gegen die Explosionen der Irrationalität, die im Internet stattfinden werden, irgendwann eine Netz-Rationalität nach klassischem Muster formieren wird – sozusagen ein Humanismus 2.0 – das ist zwar nicht auszuschließen. Aber vorstellen (geschweige denn konkret ausmalen) kann man es sich derzeit noch nicht.

9.

Merkst Du eigentlich, was Du machst? – Bitte nicht schon wieder...! – Ich habe Dir eine einfache Frage gestellt! – Also ehrlich! Ich bin es leid, hier ständig von irgendwem unterbrochen zu werden! Und überhaupt: Wie kommen Sie eigentlich dazu, mich zu duzen? – Ich sage du zu Dir, weil wir uns gut kennen. – Wir uns ken-

nen? Nicht dass ich wüsste! Ich sehe Sie ja noch nicht einmal, und hören kann ich Sie auch nur ganz schwach. Also, wer sind Sie? – Es wundert mich nicht, dass Du mich kaum hörst. So etwas passiert den Leuten in unserer Zeit dauernd: Man plant und beginnt etwas, und die Dinge laufen an. Erst geht alles einigermaßen wie erwartet. Aber dann, so nach und nach, verlaufen sich die Dinge, alles geht sozusagen in die Breite, die Anzahl der Fäden nimmt zu, man eckt immer öfter an – und dann beginnt man die Lust zu verlieren. Hier eine Verführung, da eine Verlockung, und immer mehr gerät das ursprüngliche Ziel ins Abseits. Man schaut nicht mehr durch, während man aber zugleich nicht aufhört, nach außen hin Geschäftigkeit zu simulieren. Längst hat man keine Überschau mehr, kein Kreis schließt sich mehr. Und überhaupt, man könnte längst auch etwas ganz anderes machen; wenn man nur wüsste, was man momentan eigentlich genau macht. Aber das eben weiß man nicht. – (Stille.) – Du siehst, dies alles ist in etwa so wie das tägliche Unterwegssein im Internet, und es passt insofern gut zu Deinem Thema. – Ich will jetzt sofort wissen, wer Sie sind, sonst sage ich gar nichts mehr! – Du mit Deiner Gier nach Namen. Also meinetwegen; ich mache es kurz, denn wir haben Wichtigeres zu tun als die Zeit mit unwesentlichen Fragen zu vergeuden: Ich bin Dein Plan. – Wie bitte? Mein was? – Sag' jetzt bloß nicht, Du hast gar keinen Plan. Das scheint Dir jetzt vielleicht so, aber es stimmt natürlich nicht. – Ich verstehe überhaupt nichts mehr...! – Es ist sehr einfach: Ich bin der Plan, den Du hattest, als Du anfingst, diesen Text zu schreiben! Ich bin das, worauf Du mit Deinem Text hinaus wolltest. Wäre das Ganze hier eine moralische Angelegenheit, wäre ich so etwas wie Dein Gewissen. So aber bin ich einfach nur Dein Plan, oder, wenn Dich das mehr an mich erinnert, ich bin Deine zündende Idee, Deine ursprüngliche Textaussage. – Ach so, jetzt fange ich an zu kapierten. Jaja, klar: Du bist ein Teil meiner selbst, quasi meine innere Stimme! – Ich selbst würde mich, weil es besser zum Thema Deines Essays passt, lieber als eine der diversen Provinzen bezeichnen, aus denen Dein geistiges Selbst besteht. Aber nochmal: Es geht hier weder um mich noch um Dich, sondern einzig um das, was Du zu sagen vorhattest. Es ist mit mir wie, entschuldige bitte den Vergleich, aber er stammt ja eigentlich von Dir..., also: Es ist mit mir wie mit dem Internet: Ich bin nicht so geheimnisvoll und interessant, wie viele Leute zu denken scheinen. – Jetzt erinnere ich mich allmählich wieder dunkel an Dich! Verstehe ich richtig: Du bist immer nur dann und so lange da, bis jemand..., sagen wir mal: bis jemand den ‚Weg‘ wiedergefunden hat? Kann man das so sagen? – Schön zu hören, dass Du so langsam wieder zu Dir kommst! Ja, so kann man es sagen! Oder besser: So in etwa sah Dein Plan zu diesem Text es vor. – Und das heißt, wenn ich mich recht erinnere, dass Du nur dann überhaupt anfängst, da zu sein, wenn ich (oder andere meinesgleichen) vom Weg abkomme(n). – Jawohl! Und vom Weg warst Du ja insofern abgekommen, als Du Dich über Seiten hinweg an die Perspektiven des Onliners und des Medientheoretikers verloren hast; und zwar ohne erkennbar klar zu sagen, ob und wie sich diese Perspektiven zueinander verhalten, und was sie eigentlich mit Deiner ursprünglichen Idee zu tun haben. – Stimmt schon, jaja, da ist was dran! – Aber jetzt bin ich wieder da, Dein Plan. Und noch ist, wenn Du mir das einschlägige Bild erlaubst, Rom noch nicht verloren! Denn, wie Du ja selbst sehr genau weißt: Man kann die einfachen Tatsachen, auf denen alles Übrige beruht, nicht dauerhaft erfolgreich leugnen. Warum dann also lange darum herumreden und so tun, als gäbe es diese Tatsachen nicht? Dass es sie übrigens gibt, heißt ja nicht, wie viele irrtümlich meinen, dass es überhaupt keinen Spielraum mehr für Perspektiven und Deutungen gibt. – Das ist ja genau, was ich meine! – Ja, natürlich! Aber Du warst die meiste Zeit über damit beschäftigt, das Pferd von hinten aufzuzäumen. Vor lauter Perspektiven auf das Internet-Thema hast Du das schlicht Reale an der ganzen Sache aus den Augen verloren. Das passiert eben leicht, wenn man seine Überlegungen mit Deutungen und Perspektiven eröffnet: Man wird sogleich derart von ihnen überflutet, dass man irgendwann einfach keinen Ausweg mehr sieht. – Jaja, sicher, ich weiß...! Und dann, naja, dann dreht man sich herum in dem, was man den Diskurs nennt. – Richtig, das ist dann oft die Folge. Diskurs um seiner selbst Willen: Das ist Dir ein Rätsel, stimmt's nicht? Und daher ja auch immer Deine Anführungszeichen um das Wort ‚Diskurs‘, weil Du es eben einfach nicht verstehst, dieses Krei-

sen. Und der Punkt ist: Es ist ja auch durchaus unverständlich, wenn Perspektiven weitgehend bloß gegeneinander gehalten oder miteinander konfrontiert werden, anstatt dass sie sich an der Sache, an ihrem Gegenstand messen. – Ganz genau! Man muss ja einen Ausweg aus den Perspektiven im Grunde nur dann finden, wenn man das Ganze, etwa das Bewusstsein des Onliners oder den Mediendiskurs, zuvor wie eine Art Gefängnis konstruiert hat. Wenn man also etwa das Reale bereits unmittelbar in die Medien und in die Diskurse hineinversetzt hat, um es dann von hier aus in einem zweiten Schritt wieder glaubt, befreien zu müssen. – Was aber, wenn die Fliege, die man aus dem Glas zu befreien gedenkt, gar nicht im Glas ist? – Dann verwendet man sehr viel Zeit auf ein unpassendes Situationsbild; auf eine Art selbstgebautes Rätsel! – Sehr schön zu sehen, wie ich jetzt wieder ganz bei Dir angekommen bin. Dein Eingangsbild mit der kleinen Asterix-Welt gefällt mir in Bezug auf die Internet-Thematik wesentlich besser als Ludwig Wittgensteins Bild von der gefangenen Fliege. Denn Deine Analogie zeigt: Das Internet ist nicht die Welt, sondern ein ganz normaler Teil der Welt, die – als genuine Fülle und Vielheit – überdies aus sehr vielem Weiterem besteht. Natürlich ist das Internet technikgeschichtlich etwas Neues, das als dieses Neue auch eine besondere Art der wissenschaftlichen und diskursiven Betrachtung verdient. Aber es ist, als dieses Neue, nicht gleich eine ‚Welt‘, es ist keine neue ‚Realität‘, die ‚an die Stelle‘ der ‚alten‘ tritt. – Jetzt erkenne ich Dich, so wie Du redest, sehr deutlich als meinen anfänglichen Plan wieder! Aber mal ehrlich: Was soll ich jetzt eigentlich machen? Sollte ich vielleicht alles Bisherige einfach rückgängig machen? Noch einmal ganz von vorne anfangen? – Das wäre denkbar, und so etwas geschieht heute auch millionenfach. Du könntest das in der Tat tun: Einfach obigen Text markieren, die Löschtaste drücken...und keiner erfährt, dass Du dieses alles je verfasst hast. – Genau, das mache ich jetzt einfach! – Nein, das machst Du nicht. Denn das entspricht ganz und gar nicht Deinem Plan. Es ist doch ganz einfach so: Du hast Dich treiben lassen, bald hierhin, bald dahin. Wenn das die Art sein sollte, wie es im Netz zugeht, dann hast Du diese ‚ornamentale‘ Form der Bewegung bislang doch sehr schön demonstriert. Der Leser wird es bemerken, und das war auch ein Aspekt Deines Planes, sozusagen ein Methodenelement. Deshalb kann der Text oben ruhig so bleiben. – Ich verstehe. Aber irgendwie muss da noch mehr gewesen sein als bloße Methode. – Ja sicher: Du wolltest mittels Deiner Analogie auf prägnante Weise ausdrücken, dass das Internet eine Provinz und der Onliner im Grunde ein Provinzialist ist! Aber Du wolltest es sagen und nicht nur praktisch zeigen. – Richtig. – Und in gewisser Weise hast Du es auch getan. – Inwiefern denn das? – Indem Du den Onliner und den Medientheoretiker eingeführt hast, und Dir nach und nach Ihre Perspektiven zu Eigen gemacht hast. – Das verstehe ich jetzt wieder nicht. Gerade das hast Du doch eben noch als Schwachpunkt meines Textes moniert. – Nein, nicht das Eingehen auf die Perspektive habe ich moniert, sondern die Tatsache, dass Du Dich jeweils an diese Sichtweisen verloren hast. Man könnte auch so sagen: Es ist Dir bislang nicht gelungen, dem Leser diese Perspektiven als das zu erkennen zu geben, was sie sind: nämlich eben Sichtweisen auf das Netz. Und gerade in dieser Richtung lag, wenn Du Dich erinnerst, der Kern Deiner ursprünglichen Idee. – Jaja, klar! Komisch, wie konnte ich das vergessen? Ich wollte eben dies sagen: Die Reduktion des Internets auf die Perspektiven und Erfahrungen, die Menschen mit dem Netz verbinden, sind eine Sache; und um hierüber etwas zu erfahren, muss man hören, was Onliner aus unmittelbarer oder Medientheoretiker aus mittelbarer Erfahrung zu sagen haben. – Genau! Und deswegen sind ja auch die obigen Textabschnitte sehr wesentlich. Aber sie sind noch nicht alles. – Jawohl! Wenn man nämlich die Gegebenheitsweisen des Internets zum alleinigen Gegenstand der Erkenntnis erklärt – und damit so tut, als wäre das Netz gar kein normaler Bestandteil im Aufbau des vielfältigen Wirklichen – dann verkennt man seine Realität...und dann werden alle Kategorien, die man, sozusagen aus ‚perspektivistischer Perspektive‘, verwendet, mit einem Schlag fragwürdig. – Ja, wunderbar, das stimmt soweit alles. Und ich, als eine Deiner Provinzen, weiß natürlich, was Du sagen willst. Aber für den Leser ist das möglicherweise zu schwierig; es lastet darauf noch immer zu viel Reflexivität, zu viel diskursiver Nebel. – Ich fürchte, da hast Du Recht! – Und noch immer ent-

steht außerdem der Eindruck, dass etwas Eminentes oder Imperiales hinter dem steckt, was Du sagen willst, während es doch gerade die leisen Provinztöne sind, an die Du in der Internet-Frage erinnern möchtest. – Und was meinst Du, soll ich jetzt tun? – Erst mal etwas ruhiger werden. „Deflate the debate“ ist schon ganz richtig. Aber Du solltest auch Deine eigenen Gedanken noch etwas deflationieren, sie also in den rechten Dimensionen sehen. Also: Das hier ist ja kein philosophisches Fachbuch, auf dessen Deckel als Titel steht: „Ontologie des Internets.“ Das hier ist ein Essay, sozusagen die Provinz eines Buches. Ich würde daher Folgendes tun: Komm’ zum Schluss, und löse die Eingangsanalogie in möglichst einfachen Sätzen auf. Du musst nicht alle theoretischen Probleme, die sich hier anschließen ließen, ansprechen, geschweige denn lösen: Das würde, wie Du weißt, tief in die Ontologie und die Erkenntnistheorie führen, und dafür ist hier einfach nicht der passende Ort. Es genügt, wenn der Leser eine Richtungsangabe bekommt, ein Gefühl für die Sache, um die es geht. – Gut, ich will es versuchen. – Super! Und ich verschwinde dann mal wieder. Ich höre nämlich gerade, dass ich bereits an einem anderen Schreibtisch dringend gebraucht werde. By the way, this is my life: Immer andere Orte, und immer die eine Botschaft: dass nämlich das Medium nicht die Botschaft ist. Dies vielerorts ausrichtend, bin ich ständig im Verschwinden begriffen...

10.

Zum Abschluss der ‚Überlegungen‘ ist es Zeit, die eingangs gewählte Analogie aufzulösen. Dass das Internet eine Provinz und der Onliner ein Provinzler ist: Dies ist eine These, die anstößig und überraschend erscheint. Anstößig erscheint sie dem, der – wie der Onliner oder der Medientheoretiker – das Internet für eine ‚neue Realität‘ hält, die bislang ungeahnte Möglichkeiten der Lebensgestaltung eröffnet, die aber auch unabsehbare Folgen für Mensch und Gesellschaft zeitigt. Die Irritation über die These ist verständlich: Denn wer, professionell oder privat, viel mit dem Internet zu tun hat, für dessen Selbst- und Welterfahrung erscheint das Netz als Mittelpunkt der Welt. Man kann auch so sagen: Aufgrund der ihm zuteil werdenden Aufmerksamkeit sowie der Größe der ihm zugemessenen Bedeutung erscheint das Internet eher als Großmetropole denn als Provinz. Und wer anderes behauptet, der erregt schon deshalb Anstoß, weil die These von der Provinzialität des Internets und seiner Nutzer und Beobachter eine Kränkung dieser weit verbreiteten Meinung bedeutet.

Und doch: Die These dieses Essays ist keineswegs an sich überraschend, sondern sie *erscheint* nur demjenigen überraschend, für dessen Sichtkreis das Internet metropolitischen Charakter hat. Auf wen das zutrifft, kann letztlich nur empirisch bestimmt werden; etwa, indem man sich anschaut (oder statistisch ermittelt), wie Menschen ganz alltäglich leben und arbeiten, und wie sie sich über ihr Leben und über ihre Arbeit äußern. Man darf freilich erwarten, dass das Überraschungsmoment über die Provinzialismus-These bei denjenigen besonders groß ist, deren Leben und Arbeiten in praktischer oder theoretischer Weise eng mit dem Internet verbunden ist.

Aufgrund der Enge dieser Verbindung kann es passieren, dass Menschen ‚vor lauter Internet‘ die Welt nicht mehr sehen; oder dass sie eben der Täuschung unterliegen, das Internet sei geradezu die Welt selbst. Ein solche *déformation professionnelle* korrigiert sich in der Regel von selbst, sobald sich die Anzahl sowie die Intensität von Realitätskontakten erhöht. Im Falle des Internets sieht die Sache allerdings etwas anders aus. Denn gerade in Bezug auf das Netz gilt die Korrektur seitens des Wirklichen als etwas, das angesichts der vermeintlichen Substitution der Realität durch die ‚neue Wirklichkeit Internet‘ als unmöglich erachtet wird. Im klassischen Fall der Betriebsblindheit leugnet der Erblindete nicht die Wirklichkeit eines bestimmten Gegenstandes; es gelingt ihm nur nicht mehr, die Perspektiven auf ihn zu wechseln. Sprichwörtlich geworden sind

diesbezüglich etwa Lehrer, die (als Eltern) ihre leiblichen Kinder so behandeln wie sie (als Lehrer) ihre nicht-leiblichen Schüler behandeln. Dagegen resultiert das Imperiale gegenwärtiger Sichtweisen auf das Internet – Sichtweisen, die durch die intensive praktische Nutzung des Netzes natürlich gefördert werden – gerade nicht (wie im Falle der Lehrer) aus einer unangemessenen Perspektive auf einen bestimmten Realitätsausschnitt, sondern darin, dass das Wechselspiel von (angemessener oder unangemessener) Perspektive einerseits, und nicht-perspektivischer Realität von Dingen, Ereignissen, Prozessen und Strukturen andererseits außer Kraft gesetzt wird – und zwar zugunsten einer Art Monopolisierung des Perspektivischen selbst. Genau dieser zugespitzte Perspektivismus ist es, der, sofern er imperial (und somit unironisch oder gar humorlos) auftritt, im Kern den Charakter des Provinziellen trägt.

Was Menschen, in digitaler wie nicht-digitaler ‚Zeit‘, sehen oder übersehen – was ihnen erscheint oder gegeben ist – das sagt noch nicht viel über das aus, was *ist*. Es bringt das Verständnis der Eingangsanalogie sehr voran, wenn man sich klarmacht: Das, was ist, ist in seinem Dasein und Sosein nicht notwendig von dem her bestimmt, was jemandem an ihm auffällt; was also ‚für ihn‘, für sein Sehen, Hören sowie sein Erfahren ganz allgemein gegeben ist – reales Sein und Realitätsgegebenheit sind zweierlei! Der blinde Mensch sieht das Auto nicht, der Gehörlose hört es nicht – aber das ‚kümmert‘ das vorbeifahrende Auto überhaupt nicht, da es, obschon sicht- und hörbar, nicht auf menschliches Erkennen hin da ist. Man muss freilich noch nicht einmal an buchstäblich erblindete oder gehörlose Menschen denken, um einzusehen, dass Erleben, Erkennen und Erfahren niemals initiativ oder abschließend darüber ‚entscheiden‘, was ist. Schon das, was sich in ihrem Rücken abspielt, sehen Menschen nicht. Und doch ist es da, von ihrer möglichen oder wirklichen Sicht völlig unbeeindruckt. (Drehen wir uns um, dann sehen wir, was passiert: Es fährt z. B. ein Auto vorbei. Aber dies passiert nicht, indem oder ‚weil‘ wir es sehen – oder weil wir das Auto gar durch unser Sehen sichtbar ‚machen‘ oder ‚hervorbringen‘. Und das Auto ‚verschwindet‘ auch nicht aus der Welt, wenn wir uns nun erneut wieder umdrehen, es also nicht mehr anvisieren. Es ist dann eben ungesehen da.)

Ein letztes Mal zurück ins gallische Dorf. Unsere fröhlichen Gallier sind Provinzler unter anderem deshalb, weil sie die ontische Vielheit dessen, was es gibt, allein am Maß ihrer Dörflichkeit messen. (Nicht-fiktive Dorfbewohner übrigens, die diese Vermessenheit nicht an den Tag legen, sind so gesehen natürlich keine Provinzler im Sinne unseres Gedankengangs.) Wo einseitige Zuspitzung und Verallgemeinerung einer Perspektive – ja des Perspektivischen überhaupt: Standpunkte, Auffassungen, Meinungen und dergleichen – stattfindet, dort fehlt der realistische Sichtkontakt für die Vielheit dessen, was ist; und was zu sein ja nicht deshalb aufhört, weil es keine Beachtung findet, weil es keinem Menschen so oder so ‚erscheint‘, oder weil ihm in der jeweils herrschenden „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ (Georg Franck) kein Wert beigemessen wird. Der Zirkel, in den man durch die Radikalisierung der Perspektivität gerät, ist ein Spiegel desjenigen Zirkels, der die Geschichten von Comic-Helden am Laufen hält: Man hält oder erklärt alles, was es gibt, für subjektrelativ, also für relativ auf den eigenen Standpunkt des Erkennens und Handelns; und man hat dann nur noch zu vergessen (oder muss andere vergessen lassen), dass man diese gesamte Prozedur ihrerseits nur als ein Dafürhalten, Auffassen, Meinen usw. formulieren kann. Genau dieses Zirkeln und Kreisen, im Verbund mit der Undurchsichtigkeit des eigenen Zustandes und seiner Selbsterzeugtheit (seiner ‚Automatisiertheit‘) – das ist Provinzialismus.

In einem Comic wie „Asterix“, wo der Perspektivismus sich Zaubersantur bedingt aufrechterhalten lässt, ist das natürlich unterhaltsam; ebenso wie in anderen Arten der Darstellung des Provinziellen in Film oder Literatur. ‚Das‘ Internet, seine Benutzer und seine Beobachter sind aber keine Comic- oder Filmgestalten – es gibt

sie wirklich in der Welt, und ihre Auffassungen sind wirkliche Auffassungen (auch wenn sie nicht notwendig Auffassungen von etwas Wirklichem sind). Das Internet ist, realistisch betrachtet, eine Provinz der wirklichen Welt unter allen anderen; und die Onliner sind wirkliche Provinzler unter allen anderen, die die Welt bevölkern: eine Welt, die in das Insgesamt realer Seins-Provinzen zerfällt.

Das alltägliche wie wissenschaftliche Nachdenken über das Internet entlässt einer Fülle wirklicher Meinungen. Da Meinungen den natürlichen Ausgangspunkt des Wissens bilden, ist daran überhaupt nichts problematisch oder provinziell. Problematisch werden aber solche Meinungen, die sich nicht auf das Wirkliche hin transzendieren, und in denen die für das Internet einschlägigen Realverhältnisse bewusst oder unbewusst unrealisiert werden. (Dies fängt etwa schon dort an, wo man meint, man ‚gehe‘ ins Internet, so wie man in einen Supermarkt oder in eine Kirche geht. Die massive Metaphorik des „Gehens-in“ im ersten Fall wird heute kaum ernsthaft zum Diskursgegenstand gemacht. Dies ist aber ein Erfordernis der Theorie; und wird es nicht erfüllt, ist eine Kategorienverwechslung in Bezug auf das Verhältnis von realem Raum und jener Art ‚Räumlichkeit‘, die aus kategorialen Notstand dem Internet zugesprochen wird, unvermeidlich. Was immer ‚das‘ Netz auch sein mag, ein Raum ist es nicht! Und ob und wie es im realen Raum ‚sitiert‘ ist, kann wohl nur durch eine Ontologie des Internets aufgeklärt werden.) Wer die einschlägigen Diskussionen zum Thema ‚Internet‘ aus unaufgeregter Halbdistanz mitverfolgt, der kann sich des Eindrucks kaum erwehren, dass insbesondere in kategorialer Hinsicht viel Unbestimmtheit herrscht. Diese Unbestimmtheit ist für den „Imperialismus des Selben“ (Emmanuel Levinas), der die heutigen Internet-Diskussionen dominiert, eine wichtige Bestandsgrundlage: Denn nur so kann der professionelle wie alltägliche ‚Diskurs‘ systematisch sicherstellen, dass die eigene Provinzialität selbst bei hartnäckiger kritischer Nachfrage unerkant bleibt.

Dass sich heute nahezu jedermann, der über das Internet spricht, mit erstaunlicher Unbekümmertheit im Vokabular der Ontologie und Erkenntnistheorie bedient, mag man als Untergang der abendländischen Vernunft beklagen. Man kann es aber auch undramatisch registrieren und – aus Sicht einer kritischen Ontologie des Wirklichen – den Realverhältnissen aufs Konto schreiben. Einfach gesagt: Bewusste oder nicht-bewusste Selbst-Verkennung ist eben, nicht anders als Selbsterkenntnis, etwas, das in der realen Welt vorkommt. Und es gehört zur Stabilisierung des imperialen Selbstbildes schlicht dazu, dass sich der Internet-Provinzler einen Spiegel vorhält, in dem nicht das Bild seiner wirklichen Person, sondern dasjenige eines Imperators erscheint: eben das Bild von Julius Cäsar, der verzweifelt dabei ist, die Welt zu erobern.

Epilog

Was holt einen ein, wenn man der (wirklichen, aber auch wirklich irrigen) Auffassung ist, dass sich auch nur ein einziger Mensch ‚im Internet aufhält‘? Was holt einen ein, wenn man ganz fest der (wirklichen, aber auch wirklich falschen) Überzeugung ist, dass die Grenze zwischen Realität und Virtualität mit zunehmender Ausbreitung und Intensivierung der Internet-Kommunikation ‚noch mehr verschwimmt‘? Und was holt einen ein, wenn man der (wirklichen, aber auch wirklich irrationalen) Meinung anhängt, dass in der realen Welt – der einzigen, die es gibt – Flugzeuge einfach so ‚verschwinden‘ können?

Was einen schließlich einholt, ist das, was einen, während man dies alles meint (und meinungsgetreu aussagt), niemals verlässt: das Wirkliche. Man kann auch so sagen: An der mal zarten, meist jedoch eher harten ‚Umla-

gerung‘ durch das reale Sein erfährt der Provinzler von der Wirklichkeit seines Provinzlerturns. Dies ist jedenfalls die Art, wie die Dinge sich im alltäglichen Leben zurechtrücken. Darüber hinaus kann, auf theoretischer Ebene, eine kritische Ontologie des Internets ihren Teil dazu beitragen, die für die Seins-Provinz ‚Internet‘ einschlägigen Kategorien aufzudecken und zu ermitteln, welche Stellung dem Netz und seinen Benutzern im Aufbau der Realität zukommt.

Zum Autor

PD Dr. Thomas Rolf (*1967) lebt in Marburg und arbeitet als Lehrbeauftragter im „Studium generale“ der Universität Mainz.

Kontakt: rolft@uni-mainz.de